Menschen von Gott zu der eigentlich mystischen Beschauung berufen sind und ob ein wesentlicher Unterschied zwischen den niederen und den höheren Stufen besteht. Auch wenn die Antwort negativ ausfallen sollte, darf man nicht übersehen, daß vom Standpunkt einer ontisch-theologischen Betrachtung die Einheit des Gnaden- und Glaubenslebens gewahrt werden muß. Deshalb ist es von Wert, die mystische Beschauung in Verbindung mit der theologischen Erkenntnis zu bringen.

Wir sahen die theologische Erkenntnis in ihrer Hinordnung auf die mystische Beschauung, wir sahen die mystische Beschauung als Vollendung der theologischen Erkenntnis. Wir versuchten, das beiden Gemeinsame herauszustellen, die vertiefte und verinnerlichte Glaubenserkenntnis. Auf diese Weise ist vielleicht auch manchen patristischen Texten Genüge geleistet, die noch nicht klar die theologische von der mystischen Erkenntnis unterscheiden. Besonders Augustinus und Anselmus nehmen als übergeordnete Größe, die wohl beide Erkenntnisformen umfaßt, den *intellectus fidei*. Eine weitere Ausführung dieses Gedankens könnte eine neue Bestätigung unserer Ansicht bringen. Nur einen Text wollen wir geben, der zur Verdeutlichung dienen kann, mit dem unsere Darstellung zusammengefaßt und abgeschlossen sein soll, die Worte des hl. Anselm: „Ich sehe, wie mitten zwischen dem Glauben und der Schau das Verständnis ist, das wir in diesem Leben erlangen können; je mehr einer darin Fortschritte macht, desto mehr nähert er sich nach meinem Dafürhalten der Schau, nach der wir alle streben“ (*De fide trinitatis*, praef. Pl 158, 261).

Adolf Petit SJ. (1822–1914), ein moderner Priesterseelsorger und Bildner „großer Christen“

Von Adolf Hoeltzenbein, Godesberg.

Wir sind überzeugt, daß alle Christgläubigen, unsere Priester in erster Linie, sich an diesem Diener Gottes ein Beispiel nehmen werden für Glaube und Gottvertrauen, für Gottes- und Nächstenliebe, so daß sie sich eingeladen und hingezogen fühlen, die Wege der Vollkommenheit zu wandeln.“ Was die Bischöfe in ihrer Bittschrift um die Heiligsprechung des P. Adolf Petit S. J. († 1914) mit diesen Worten zum

Ausdruck bringen, wird wohl jedem berechtigt erscheinen, der das Lebensbild dieses Apostels von Belgien auf sich wirken läßt.¹

Als Sohn eines ganz armen Schneiders in Gent geboren, verlor Petit schon mit fünf Jahren seine Mutter, die ihm trotz dieser kurzen Zeit schon eine große Liebe zu Maria und, man möchte sagen, etwas wie Priestergeist eingeflößt hatte. Sein Onkel, ein Metzgergeselle, und dessen Frau, eine Wäscherin, nahmen ihn in Pflege. Beide konnten weder lesen noch schreiben, sie sprachen nur das Flämisch-Platt der Bannmeile von Gent, und mühsam mußte Petit sich später das Französische aneignen, ohne es je zur vollendeten Feinheit darin gebracht zu haben. Sein Herzenswunsch, einmal Priester zu werden, scheiterte von vornherein an der drückenden Armut; mit zwölf Jahren kam er zu einem Klavierbauer in die Lehre.

Hatte der kleine Lehrling seine freie Zeit dort anfangs zum Studieren verwendet, sein Wunschziel fest im Auge, so brachte die gefährliche Umgebung — sein Meister war nicht katholisch, die andern Arbeiter waren Mitglieder der Sozialistischen Partei, leichtfertig im Reden und von bösem Betragen — seinen Eifer gar bald zum Erkalten, ja ganz zum Schwinden, und er verlegte sich in der freien Zeit nunmehr auf Übungen im Zeichnen. Ein Zeichenwettbewerb der Genter Akademie brachte ihm den ersten Preis — nicht, und das war seine Rettung, die Rückverweisung auf seinen alten Weg. Eben wollte sein Meister sich nach einem mißglückten Selbstmordversuch in Holland eine neue Lebensmöglichkeit gründen und den dreizehnjährigen Lehrling mit sich nehmen, da griff Gott ein (13).

Wie durch Zufall wurde eine fromme Beghine auf ihn aufmerksam und vermittelte ihm eine Freistelle im Jesuitenkolleg. Freilich gab es zuerst einen Kampf mit dem Pförtner des Kollegs zu bestehen, der den kleinen Knirps in Bluse und Holzschuhen nicht beim hochwürdigen P. Rektor vorlassen wollte; aber die frische Zähigkeit des Knaben trug den Sieg davon. Das Studieren machte ihm keine Schwierigkeiten, wohl aber seine auffallend kleine Körpergestalt; denn als eines Tages der Weg zur Schule so hoch überschwemmt war, daß ihm das Wasser bis zum Gürtel reichte, lud sein Onkel den kleinen Herrn Primaner jeden Morgen wie einen Sack auf die Schulter und trug ihn durch die eiskalten Fluten hinüber ins gelobte Land. Das konnte die Oberin eines jenseits gelegenen Klosters aber nur acht Tage lang mit ansehen: sie räumte dem treuen Meßdiener ein

¹ Haggoney, Carl S. J.: Triumph priesterlicher Güte und Liebe. Adolf Petit S. J., der erfolgreichste Seelsorger aller Stände Belgiens in der Neuzeit. Ein Lebensbild. Saarbrücken, Saarbrücker Druckerei 1940, 232, 8° Rm. 2.50. — Die Ziffern im Text beziehen sich auf die Seitenzahlen dieses Buches.

Zimmerchen in der Gärtnerwohnung ein, wo er nun in einsamer Ruhe studieren, ja sich sogar endlich auch satt essen konnte. Es war das glücklichste Jahr seiner Jugendzeit, und damals spannen sich Fäden der Dankbarkeit, die sein Herz für immer an dieses Kloster fesselten (17).

Selten klar war ihm seine Berufung zum Priestertum, bei der engeren Berufswahl aber stellten sich große Schwierigkeiten ein: der Heidenmissionar P. de Smet bei den Indianern im Felsengebirge Nordamerikas hatte es ihm angetan, ein wohlmeinender Freund drängte ihn zum Dominikanerorden, die Armut seiner Pflegeeltern rief ihn in den Weltpriesterstand, sein Herz zu den Jesuiten. Endlich gewann sein erster Entschluß die alte Festigkeit wieder. Von der Oberin mit allem Nötigen ausgestattet und mit einem kleinen Festmahl entlassen, trat er in die Gesellschaft Jesu ein, wo er den gewöhnlichen Ausbildungsgang durchmachte, zwischen Philosophie und Theologie, wie üblich, als Lehrer tätig war, und 1855 mit 33 Jahren vom Brüsseler Päpstlichen Nuntius Gronella, dem er von den Obern schon als junger Frater verschiedentlich zu Dienstleistungen beigegeben worden war, zum Priester geweiht wurde (24).

Wer hätte je geglaubt, daß ein so armes Waisenkind trotz der sozialen Tiefstellung seiner Pflegeeltern seinen Jugendtraum einmal verwirklicht sehen würde? Aber noch viel weniger ließ sich damals vorausahnen, daß er an seinen priesterlichen Amtsbrüdern und in den höchsten Kreisen der gebildeten Laienwelt, besonders des Adels, ein geradezu unübersehbares Apostolat würde ausüben sollen.

Schon sein Wirken innerhalb des eigenen Ordens sprengt den Rahmen des Gewöhnlichen, zwar nicht den äußeren Rahmen, aber in der Mannigfaltigkeit und Nachhaltigkeit seiner inneren Tiefenwirkung. Zunächst kam P. P. als Lehrer der Oberklassen ins Kolleg nach Brüssel, wo er auch als Kongregationspräses, als Exerzitenmeister und als viel in Anspruch genommener Beichtvater der Schüler, die den kleinen Mann scherzend ihren „Großpönitentiar“ nannten, sowie als Förderer der Herz-Jesu-Andacht sehr segensreich wirkte. Aber schon nach wenigen Jahren wurde er nach Drongen (Tronchiennes) versetzt und blieb dort bis zu seinem Lebensende, fast 60 Jahre lang, beheimatet. Nachdem er fünf Jahre Spiritual der Philosophen gewesen war, begann seine eigentliche Lebensarbeit, die Seelsorge für die Priester, zuerst 21 Jahre lang für die Priester des eigenen Ordens als Leiter des dritten Noviziatsjahres, das in der Gesellschaft Jesu mit einer einjährigen aszetischen Durchbildung die lange Ausbildungszeit der Studienjahre abschließt, und 1870 kam noch eine weitere schwere Bürde hinzu, indem ihm zugleich das Amt des Rektors

für das ganze Haus übertragen wurde, das außer den Tertiariern 130 Mitglieder zählte (44).

Eben hatten die Liberalen aus Wut über ihre Niederlage bei den Parlamentswahlen die Häuser der Katholiken im nahen Gent mit Kot besudelt und bei den dortigen Jesuiten Türen und Fenster zertrümmert. Sie drohten auch das Haus in Drongen zu stürmen. Der neue Rektor aber ließ die Kranken und Greise des Hauses an einen sicheren Ort bringen, die Novizen auf Schleichwegen in die benachbarten Dörfer flüchten und blieb, tapfer wie er war, nur mit den handfesten Hausbewohnern zurück, um den gewalttätigen Horden einen faustgerechten Empfang zu bereiten. Aber jetzt wagte die feige Meute den Sturm nicht mehr. Auch im Innern des Hauses gab es große Schwierigkeiten. So wurden 1872 bei einer schweren Typhusepidemie in wenigen Tagen 45 Insassen von der Krankheit ergriffen, und P. P. machte das Gelübde zum hl. Joseph, der mit dem hl. Johannes Berchmans sein Lieblingspatron war, wenn keiner sterbe, wolle er jedes Jahr eine Ansprache zu Ehren des hl. Joseph an das ganze Haus halten; er hat es 36 Jahre hindurch getan (45).

Um seinen Einfluß auf den Ordensnachwuchs zu erhalten, wurde der Rektor nach Ablauf seiner Amtszeit zum Spiritual des ganzen Hauses ernannt, was er bis zu seinem Tode von 1875—1914 blieb. Seine Begabung als Spiritual war hervorragend. „Was ihn als Spiritual besonders auszeichnete, waren die reichen Kenntnisse, die er gerade in der Aszese und in der Seelenleitung besaß, ganz besonders aber der Ruf der Heiligkeit, in dem er schon zu Lebzeiten stand, und das Ansehen, das er als außergewöhnlich begnadeter Geistesmann genoß, dem Gott ein gewisses inneres Schauen in die Seelen der Menschen verliehen hatte. Dabei war er aber ganz aufgeschlossen gegenüber allen Fragen der Zeit und des Lebens. Er lebte zwar in Gott, aber nicht minder in der Welt, in der er sich bewegte. Seine einfachen Vergleiche, Wendungen und Bilder gaben seinen Worten einen gewissen Zauber, sie hatten dabei etwas so Heiliges und Ehrfurchtgebietendes an sich, daß man sich ihrer Wucht und Autorität nicht entziehen konnte. Oft war ein einziges Wort aus seinem Munde von entscheidender Wirkung. Das Latein seiner Vorträge fand auch bei Fachleuten Gefallen. Es kam ihm sehr darauf an, die Tugend nicht als etwas Abschreckendes hinzustellen, sondern sie möglichst anziehend zu machen. Seinem einzigartigen Optimismus konnte sich niemand entziehen“ (48). Gar manche Beispiele von übernatürlicher Kenntnis der Herzen und geheimnisvollen Wissens um die Seelennot örtlich entfernter Personen stehen einwandfrei fest. „Seine ganze Persönlichkeit machte auf einen

den Eindruck von Heiligkeit“, schreibt einer der zahllosen Augenzeugen, „das war der Eindruck, der mich vom ersten Tage an ergriff, der nie Lügen gestraft und bis zum Ende seines Lebens nicht vermindert wurde. Nie ist mir ein Mensch begegnet, der in gleichem Grade immer mit Gott beschäftigt war und ständig vor Gottes Augen lebte. Besonders gern betrachtete ich ihn in der Kapelle, wo er seine Besuche oft lange ausdehnte, immer auf den Knien, und die Augen auf den Tabernakel geheftet, unbeweglich und wie verloren in dem, der seine ganze Liebe war. Vier Grundsätze betonte er für sich und für andere: *Prima imprimis! Quam plurima! Quam optime! Usque ad finem!* — zu deutsch: 1. „Zuerst das Wichtigste!“ nämlich die täglichen geistlichen Übungen und die wesentlichen Amtspflichten; 2. „So viel wie nur möglich!“ nämlich für Gott und die Seelen arbeiten; 3. „So gut wie nur möglich!“ d. h. alles in edler Absicht, aus Gehorsam und selbstloser Liebe tun; 4. „Bis zum letzten!“ d. h. für Gottes Sache trotz aller Schwierigkeiten bis zur Erschöpfung arbeiten“ (50).

Der bekannte irische Feldgeistliche des Weltkrieges, P. Doyle S. J., der ein heroisches Innenleben und Bußleben führte, war noch Schüler des greisen P. P., von dem er schreibt: „Hier ist ein ganz wunderbarer, kleiner, heiliger, greiser Pater. ‚Klein‘ ist sein Name, und klein seine Gestalt; mißt er doch kaum mehr als knapp ein Meter. Er ist schon 85 Jahre alt. Dabei ist dieser Greis noch so tätig, als ob er erst 30 Jahre zählte. Ohne Unterlaß gibt er noch Exerzitien. Ich habe jetzt schon mehrere Male morgens vor vier Uhr versucht, noch vor ihm in die Kapelle zu kommen, aber immer vergebens: er ist immer vor mir da. Es ist ein lieber, heiliger Greis, von einem Glaubensgeist und einer Einfachheit, die ganz außergewöhnlich sind. Da können Sie es erleben, daß er sich in der Kapelle mitten in einer Ansprache an seine Mitbrüder mit einem Male dem Tabernakel zuwendet und unsern Heiland fragt: ‚Nicht wahr, lieber Heiland, ist es nicht so?‘“ (52).

Zu diesem Wirken im Verborgenen gesellte sich mehr und mehr auch die Wirksamkeit nach außen. In einer ebenso schwungvollen wie soliden Aktion organisierte und finanzierte er mit genialem Blick und Griff nach und nach ein grandioses Exerzitienwerk, durch das schon zu seinen Lebzeiten 16 000 gebildete Laien und 55 000 Arbeiter an den geistlichen Übungen teilnahmen, die Priester und Ordensleute gar nicht gerechnet. Und außerdem kamen seine Exerzitanten alle Vierteljahr zu einer religiösen Geistessammlung unter seiner Leitung wieder zusammen, und zwar die Laien! (5, 81, 109). Und für sie alle kennt er, „dieser Männer-

bändiger, dieser Seelenbezwinger“ (64), nur das eine gleiche Ziel: „große Christen“ will er heranbilden, die in heroischer Selbstüberwindung den Gipfel der Vollkommenheit erstreben, die aus ihrem Glauben und aus ihrem Gewissen heraus in ihrem Beruf wie auch im öffentlichen Leben ganz ihren Mann stellen vor Gott, und aus Liebe zu Christus in ihrer Umgebung ihre ganze Kraft einsetzen als seine Apostel. In den von ihm gegründeten Exerzitienhäusern machten jedes Jahr allein 10 000 Arbeiter Exerzitien (108).

Wie war das nur möglich? Es war das bezaubernde Lächeln, die bestrickende Güte, der Sonnenschein im Auge, die unwiderstehliche, herzliche Freundlichkeit, die gewinnende, alles besiegende Liebe, das den ganzen Körper durchstrahlende Herz und die heitere, leuchtende Seele, die ihm alles zu Füßen zwang. Niemand konnte sich seinem sonnigen Wesen, seiner seligen Salbung, seiner liebenswürdigen Heiterkeit und sanften Heiligkeit, seinem alle und alles warm durchrieselnden Einfluß entziehen: Kardinäle und Bischöfe, Prälaten und Priester, Adelige, Bürgerliche, Bauern, Arbeiter und Bettler, Universitätsprofessoren, Generäle, Minister, Senatoren, Abgeordnete, Juristen und Journalisten, Offiziere und Beamte, Industrielle und Grundbesitzer, Gebildete und Ungebildete, einfachhin alle stehen sie ausnahmslos und widerstandslos unter seinem Bann, unter dem alles gewinnenden Einfluß seiner Liebe und Güte. Die hartnäckigsten Sünder fühlen die Eiskruste ihres Herzens schmelzen, sobald sie sein Wort, sein Blick nur trifft, ja, sie seiner nur ansichtig werden. Dieser Sonne hält kein Winter der Sünde stand, kein Frühling der Tugend kann ihrer entraten, er ist der Freund der Kinder wie der Apostel der ergrauten Sünder. Hoch und nieder will zu ihm, sich mit ihm bereden und beraten, will bei ihm Exerzitien machen, und immer wieder Exerzitien machen. Schwesternklöster und Mönchsabteien reißen sich förmlich darum, ihn für ihre Jahresexerzitien für sich zu erobern, oft und oft vergeblich, weil die Obern auf alle Anfragen und Bitten nur die eine Antwort geben können, daß er leider schon zwei Jahre und mehr „zum voraus vergeben“ sei; und jedes Jahr muß er dann wiederkommen, auch wenn er in seiner Bescheidenheit und mit seinem freundlichen Lächeln meint: „Gewiß, ich komme gern wieder; aber wäre es nicht besser, Sie würden auch einmal einen anderen nehmen?“ 300 Männer kommen alljährlich zu ihm in die Exerzitien zurück (82), bis 1900 stieg diese Zahl auf 600 (55); ein Graf du Parc brachte es auf 20mal (65), andere auf 40 (68), ein Graf Bergeyck auf 45 Jahre hintereinander (5, 59). Einzelne Laien, wie 1873 Graf Linange, machten bei ihm vier Wochen lang Exerzitien (75).

Und durch die Umwandlung ihrer Männer bekommen auch die Frauen Verlangen nach Exerzitien von ihm.

Daß diese Erfolge sein persönliches Verdienst waren, geht am besten aus den Worten hervor, die sein langjähriger Mitarbeiter als Exerzitienmeister 1911, also noch zu seinen Lebzeiten, an den Provinzial schrieb: „Wir geben uns alle Mühe, das Exerzitienwerk für die Arbeiter in seinem vollen Umfang aufrecht zu erhalten; aber es wird nach P. P. wohl keinem ganz gelingen“ (91). Und als ein übelberatener Oberer, um ihn zu entlasten, den kränkenden, wenn auch wohlgemeinten Versuch machte, abwechselnd einen anderen Exerzitienmeister einzuschieben, fügte sich zwar der demütige Greis ohne Widerspruch, aber der Versuch mißlang schnell und gründlich (200). Ein besonderes übernatürliches Charisma hatte er für den Beichtstuhl, wo ihm „niemals eine Seele entgangen“ ist, auch wenn sie sich zuerst heftig sträubte (155), und wo er einen Krieg ohne Erbarmen mit den Skrupeln führte (140), ferner für Berufsberatung (77) und in der Weckung von Priesterberufen (79, 151), sowie für den Beistand der Sterbenden (157). Auch mit der Gabe der Herzenskenntnis (66, 101) und der Weissagung (67, 219) hatte Gott ihn ausgestattet; er blieb auch mit den Seelen seiner verstorbenen Exerzitanten in Verbindung (69, 122), und auch sein Schutzengel half ihm in wunderbarer Weise (216).

Und doch liegt trotz alledem das Schwergewicht seiner Lebensarbeit nicht in der Laien-, sondern in der Priesterseelsorge (81—90), besonders in der Förderung des Priestervereins Unio Apostolica (5). Wie die Laien, so kamen erst recht die Priester immer wieder zu seinen Exerzitien herbeigeströmt; ja jeden Monat zur religiösen Geistessammlung sind sie wieder bei ihm (90—104). Als er mit 91 Jahren wieder einen Exerzitienkursus für 150 Priester abgeschlossen hatte, schrieb er selber vertraulich an einen Freund: „Die Freude der Exerzitanten stieg bis zu einem wahren Freudentaumel, ja bis zur Raserei an. Die Huldigung, die sie mir darbrachten, steigerte sich dermaßen, daß die Fenster klirrten.“ Ein Teilnehmer an diesem Kursus berichtet: „Unwiderstehlich anziehend, wie er war, bezauberte er uns, ich weiß nicht wie. Man geriet ohne Geräusch in seine Netze. Er beugte ohne Beredsamkeit die Stirne des Stolzen in tiefe Demut hinein, hob den Mutlosen bis zur Tapferkeit empor und riß den Feurigen bis zur höchsten Stufe hinauf. Welche Liebe hatte er zu den Priestern! Ihnen galt seine Arbeit bis zuletzt; um jeden Preis wollte er sie seinem vielgeliebten Heiland zuführen“ (103).

Durch seinen persönlichen Einfluß auf das innere Leben der Priester, Ordensleute und Laien war P. P. der stille, aber große Apostel für die

religiöse Erneuerung in Flandern, ganz Belgien und Nordfrankreich (92). Wenn schon von seinen Laienexerzitien galt: „sie dürfen für sich den Anspruch erheben, die katholische Bewegung in Belgien in den letzten Jahren zu einem bedeutenden Teil herbeigeführt zu haben“ (62), wieviel mehr gilt das von den Priesterexerzitien und besonders von der Unio Apostolica, die 1883 in Belgien bereits 800 Mitglieder zählte und deren Exerzitien er 40—45 Jahre hindurch geleitet hat, deren amtlich von der kirchlichen Behörde ernannter „Förderer“ er war, an deren Vorstandssitzungen und Tagungen er ständig als der belebende Geist teilnahm. „Es dürfte wohl unbestreitbar sein“, schreibt 1926 P. Charles, „daß P. P. in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf die religiöse Haltung der Katholiken Belgiens einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat, bedeutend nicht so sehr durch die Mannigfaltigkeit und Tiefe seiner Gedanken als vielmehr durch das ewige Lächeln, die ansteckende Liebenswürdigkeit, mit der er die Seelen davon überzeugte, daß es nur Freude in sich birgt, wenn man Gott liebt. Ihm verdankt der belgische Klerus, und ihm verdanken die belgischen Klöster und die belgische Laienwelt das Glück und die Gnade, von den letzten Hemmungen des Jansenismus wieder befreit worden zu sein.“ Ähnlich drückt sich auch Bischof Schyrgens aus: „Durch seine Arbeit in die Tiefe hat P. P. mächtig dazu beigetragen, den Stand der Religiosität in Belgien zu heben und den Klerus und die religiösen Genossenschaften zu heiligen“ (177). Er besaß eine wunderbare Gabe, den Seelen eine brennende Begierde nach Heiligkeit einzubauchen (135). „Helfen Sie mir beten“, bat er einst einen Freund, „daß ich Hunderte von Priestern . . . zur Heiligkeit führen darf und kann. Einen Priester heiligen, heißt eine ganze Pfarrei heiligen“ (100). In den Ordenshäusern, den männlichen wie besonders den weiblichen, wirkte er ununterbrochen durch Triduen und Vorträge, in manchen jahrzehntelang, sowie als außerordentlicher Beichtvater, besonders aber durch die alljährlich wiederkehrenden Exerzitien (131). Gottvertrauen, Abtötung, besondere Gewissensforschung, Demut, Opfergeist und vor allem Herzensgebet waren dort seine Lieblings-themata.

Zu diesem seinem Lebenswerk der Exerzitien kam gleichsam als Begleiterscheinung ein gewaltiger Troß von anderen Werken, Arbeiten, Tätigkeiten und Einflußgebieten hinzu, deren Bewältigung sich mit rein natürlichen Kräften wohl nicht mehr erklären läßt. Daß die persönliche Seelenleitung sich nicht auf den Beichtstuhl und das Sprechzimmer beschränkte, ist selbstverständlich; praktisch bedeutete das aber vor allem „ein Briefapostolat von unermesslicher, fast unvorstellbarer Ausdehnung

und Mühseligkeit; brachte doch z. B. allein jeder Neujahrstag etwa 1000 schriftliche Grüße, die er alle eigenhändig beantwortete, von seiner Briefpost im Laufe des Jahres gar nicht zu reden“ (6). „Ich komme aus dem Briefschreiben gar nicht mehr heraus, es erdrückt mich förmlich. Aber es geschieht für Gott und die Seelen, deshalb ist es gut“ (167). „Ich sehe mich in eine Flut von Briefen und Karten ganz versenkt. Seit einem Monat habe ich nichts anderes zu tun, als denen, die sich an mich gewandt haben, schriftlich zu antworten. Aber bis jetzt habe ich es noch bewältigen können“ (180).

„Mit allen Postsendungen, drei-, viermal am Tage, kommen von allen Seiten Bitten um Geld. Ich kann nicht Geld genug herbeischaffen. Aber Gott läßt es zu, und der ist doch so gut“ (127). Und Geld brauchte er viel; denn seine charitative Tätigkeit war unübersehbar groß. „Fünfzig Jahre lang habe ich den Beruf“, so sagte er bei seinem goldenen Priesterjubiläum, „die Stütze der Witwen und Waisen zu sein, der Tröster der Betrübten, der Freund der Armen, der geistliche Arzt der Kranken. Fünfzig Jahre lang sehe ich mich, obwohl ich selbst doch ein Nichts bin, durch die Vorsehung zum Gründer und Erhalter und zur Seele vieler großer Liebeswerke gemacht“ (175). Hunderte und Hunderttausende von Franken flossen unaufhörlich durch seine Hände, so daß die Obern zum Schutz der Ordensarmut glaubten einschreiten zu müssen (200). Eine neuntägige Andacht zum hl. Joseph, und die Franken fliegen zu 5, 10, 50 Tausenden nur so zum Fenster herein (115), aber auch wieder hinaus. Denn er bedarf ihrer fürwahr. Bald muß er dem neugegründeten Missionsparamentenverein für 10 000 Franken den Arbeitssaal vergrößern (125) oder eine neue Missionsstation am Kongo gründen (60, 127), bald ein paar tausend Franken für die von den Türken verfolgten armenischen Christen haben (126), bald fährt er in Begleitung von drei Damen, die den „Kalvarienberg“ gründen wollen in einer offenen Droschke durch ganz Brüssel, um ein „geeignetes Grundstück zu suchen“ und zu — kaufen, hat allerdings keinen Pfennig Geld dafür: andern Tags aber ist das große Grundstück gekauft und — bezahlt! (113). Hier kauft er einem vom Unglück betroffenen Fuhrmann ein neues Pferd (131), dort rettet er wieder einmal eine ganze Familie, eine Frau, die den Gashahn bereits aufgedreht hatte, mit ihren vier Kindern vor Selbstmord und Hungertod (128), dort einen verzweifelnden Familienvater durch etliche tausend, im Gebet zum hl. Joseph wie aus dem Boden gestampften, Franken vor Schande und Gerichtsvollzieher (130) usw.; vor allem aber hilft er, oder besser, der hl. Joseph durch ihn, den verschämten Armen der höheren Stände. „Vergessen Sie nicht“,

so bettelt er, „daß die Hand des Armen die Bank des reichen Gottes ist, und daß diese Bank niemals auffliegt, sondern auf ewig sichere und hohe Zinsen bringt“ (131). Den Obern erscheint das Ausmaß seiner Bettelbriefe allmählich geradezu unverschämt; er weiß das, lächelt und sagt: „Ja, das scheint mir selber auch so!“ (129). Aber er wird auch nicht ungehalten, wenn man ihn abweist: „Wenn Sie Ja sagen, küsse ich mit Liebe Ihre Rechte; sagen Sie aber Nein, dann küsse ich mit der gleichen Liebe Ihre Linke“ (129). Er bettelt und gibt für jede Not, für den Vinzenzverein, für die Fürsorgestellen des hl. Franziskus Regis, für die gute Presse, für den Petrus-Claver-Verein, für die Arbeiterexerzitionen (128). „Ich habe heute 300 000 Franken verteilen können; die eine Hälfte haben die christlichen Schulen erhalten, die andere die katholischen Missionen“ (127).

Und erst der Kalvarienberg! Es war das eine von ihm unter unsäglichem Mühen und Mißerfolgen ins Leben gerufene Vereinigung frommer Witwen zur Pflege von unheilbar Kranken, besonders krebsskranker Männer, ein Werk, aus dem er schließlich durch Ränkespiel und Verdächtigungen selbst wieder herausgedrängt wurde! (120). Im Anschluß an dieses Caritaswerk taten sich an vielen Orten Armenapotheken auf, wo Gräfinnen und Ärzte ihre Zeit und ihre Kräfte, ihr Wissen und ihr Können den Armen unentgeltlich zur Verfügung stellten. In Brüssel betrug die Zahl der Untersuchungen und Wundbehandlungen in vier solcher Apotheken in einem einzigen Jahr zusammen 40 000 (118), in der einen Armenapotheke der Gräfin de Hemptinne in Gent 20 000. So verstand er es, obwohl er jedem seine Freiheit ließ, ganz vorzüglich, geeignete Laien nicht bloß ins öffentliche politische Leben mit sanftem Zwang hineinzudrängen oder ihnen die Feder in die Hand zu drücken (58, 74), sondern sie auch im stillen Caritaswirken in den Dienst der guten Sache zu leiten, ebensowohl aber auch, sie in die Pflege des Gebetslebens einzuführen, wozu ihm beispielsweise ein Freitagsverein zur sühnenden Verehrung des göttlichen Herzens Jesu, ein Samstagsverein zur Verehrung der Muttergottes, ein Mittwochsverein zu Ehren des hl. Joseph diente. Dabei war er aber weit entfernt von Frömmerei (147), verlangte vielmehr, wie von sich selber (28), so auch von andern, auch von den Laien, wahrhaft heroische Opfer. „Wenn er sie mit der Hand streichelt“, schreibt Bischof Schyrgens, „so geschieht es nur, um . . . sie mit aller Kraft auf den Weg der Entsagung zu bringen. Dieser Mann voll der Liebe war zugleich auch voll der Kraft“ (77). Er brachte die Seinigen, auch die, die in der Welt waren, dahin, wohin er sie haben wollte: daß sie gleichsam am

Kreuz noch lächelten und, wie er selber, heiteren Herzens die größten Opfer brachten und Buße übten (72, 76, 97, 141, 203).

Dauernden Einfluß, besonders auf die Priesterwelt, hat er sich als Schriftsteller gesichert; nicht bloß, daß er ein ausgedehntes Zeitschriftenapostolat ausübte: die Zeitschrift „Kleine christliche Hausbücherei“ rettete er allein vor dem Eingehen, die Zeitschrift „Katholische Aktion“ erfreute sich seiner besonderen Aufmerksamkeit, die „Botschaft des göttlichen Herzens an das Priesterherz“ ging monatlich in einer Auflage von einer Million Heften in mehreren Sprachen in alle Länder auf dem Erdenrund (166); sondern vor allem durch drei Bücher: „Sacerdos rite institutus“ (Der Priester, wie er sein soll, oder: Priesterspiegel) enthält seine Vorträge für die monatliche Geistessammlung mit besonders hochgeschätzten Gewissensforschungen, in fünf Bänden; das ganze Priesterleben, alle priesterlichen Aufgaben, Pflichten und Tugenden für den Dienst am Altar, auf der Kanzel, im Beichtstuhl und im sonstigen Priesterleben werden hier behandelt (160). Papst Pius X. hatte es ständig auf seinem Schreibtisch (161)². Ferner zeigt sein „Templum spirituale sacerdotis“ (Geistlicher Tempel des Priesters) in zwei Bänden den Priester in seiner Würde als anderen Christus (161). Beide Werke sind der Niederschlag seiner Grundsätze für das Priesterleben: „Age quod agis! Nil obiter! Sancta sancte!“ (Was du jetzt tust, das tu ganz! Nichts tue nur oberflächlich! Das Heilige vollziehe in heiliger Weise!) (96). Und schließlich „Mon navire“ (Mein Schiff), wo er in 15 Unterweisungen geistlicherweise ein Schiff zur Fahrt über das Meer dieser Zeit zum Gestade der Ewigkeit zusammenbaut. Es fand reißenden Absatz, auch in Amerika (164). Wie für die beiden ersten Werke, so traf auch für diese „Schule großer Christen“ eine Belobigung vom Heiligen Vater Pius X. beim Verfasser ein.

Aber auch seine geistlichen Söhne und Töchter ließen es nicht an Anerkennung fehlen, sie gingen sogar soweit, ihn zu Lebzeiten schon lebensgroß in Erz gießen zu lassen! Als er des wohlgelungenen Bildes ansichtig wurde, rief er ganz bestürzt aus: „Was für eine Verrücktheit!“ (197) und antwortete auf Glückwünsche nur trocken: „Ich soll auf ewig blamiert werden!“ Freilich, daheim wußte man mit dem Denkmal nichts anzufangen und lud es irgendwo in einer dunklen Ecke des Hauses ab. „Eigentlich ist es doch recht verdemütigend“, meinte er, „wenn man ein Denkmal hat, und niemand weiß, wohin damit!“ Es war eine der vielen schweren Verdemütigungen, die sich mit zunehmendem Alter auffällig häuften. Aber

² Eine deutsche Bearbeitung durch den Verfasser der Lebensbeschreibung, Carl Haggenev S. J., ist in Vorbereitung.

er freute sich über diese Erniedrigung zum „Eckensteher“ und soll beim Vorübergehen immer sein Käppchen zu frommem Gruß vom Kopf gelüftet haben (197). Zwei Monate vor Beginn des Weltkrieges, dessen blutige Schrecken er mehrfach mit Entsetzen und Angst voraussah und voraussagte: „Über Belgien wird eine entsetzliche Prüfung hereinbrechen, es wird von Blut überströmt werden. Auch unter Ihnen, meine Herren, befinden sich Opfer des kommenden Unglücks . . . Ich selbst werde allerdings nichts mehr davon sehen, aber Sie werden es erleben . . . Betet, o betet, meine Kinder! Ich sehe Blut, sehe viel Blut!“ (219) — raffte ihn sein Asthmaleiden nach einem langen unblutigen Martyrium am 20. Mai 1914 dahin.

Muß man über das Charakterbild und das innere Leben eines solchen Apostels noch viele Worte verlieren? Ein Wort sagt alles: kindliche Einfachheit im Gebetsverkehr mit „seinem“ Jesus im Tabernakel, kindliche Liebe zu Maria, besonders in ihrer Unbefleckten Empfängnis, kindliche Verehrung des hl. Joseph. Diese drei trennte er nie (215). Kindlich war er, aber durchaus nicht kindisch! Das zeigt allein schon seine Weltgewandtheit auch in Fragen der Politik, soweit sie den Gewissensbereich berührten. Nicht umsonst war er der Ratgeber verantwortungsbeladener Kreise, er hatte „die heilige Klugheit jener Einfältigen, denen Gott sein Licht mitteilt“, und ein Bischof urteilte: „Man kann bei P. P. nicht von Naivität sprechen: die Ratschläge, die ich von ihm erhalten habe, offenbaren etwas ganz anderes!“ (191).

Jesus im Tabernakel war sein eins und alles: „Als ich noch ganz klein war und ganz allein auf der Welt dastand, ohne Eltern, ohne jegliche Liebe um mich her, da fühlte ich mehr als andere Menschen das Bedürfnis nach Glück. Ich suchte das Glück vor allem in dem Zeugnis eines guten Gewissens, in der Pflichterfüllung und im Abscheu vor der Sünde. Auch suchte ich mich daran zu gewöhnen, alles von der guten Seite zu nehmen, mich niemals zu ärgern und alles mit den Augen des Glaubens anzusehen. Um glücklich zu werden, mußte ich aber auch einen Freund haben. Es mußte aber ein guter Freund sein, edel, liebevoll, sehr vermögend und mit einem zuvorkommenden Wesen. Und den fand ich im Tabernakel“ (11). Dort war die Quelle seines ganzen Lebens und Strebens (187 ff.). Seine Herzensunschuld, die er vor allem dadurch pflegte, daß er täglich vor der hl. Messe zur hl. Beichte ging, war so groß, daß er am Ende seines Lebens sagen konnte: „Ich erinnere mich nicht, jemals in meinem Leben mit voller Überlegung eine läßliche Sünde begangen zu haben“ (189). Dort fand er auch die Kraft zur heroischen Bekämpfung seiner bösen Neigungen (28)

und zur völligen Selbstbeherrschung: „Nur ein einziges Mal in meinem Leben bin ich unwillig geworden, aber das habe ich ständig bereut“ (190). Wachsamkeit und Zurückhaltung, Reinlichkeit und Klugheit, außergewöhnlich tiefe Demut und Bereitwilligkeit zu Verdemütigungen, äußerst gewissenhafter Gehorsam auch unter erschwerenden Umständen, Bußgeist und Heiterkeit machen sein Charakterbild zu einem vollendeten Heiligenbild. Wir greifen damit dem Urteil der Kirche nicht vor, die bereits seinen Heiligsprechungsprozeß eingeleitet hat³. „Wenn der hl. Johannes Berchmans das Greisenalter erreicht hätte, würde er nicht anders gewesen sein als P. P.“, urteilt der Hausminister seiner letzten Lebensjahre (198). Wie glücklich fühlte er sich in der Gesellschaft Jesu, in die er einst, wie er mit schelmischem Lächeln sagte, „mit Holzschuhen eingetreten“ war (15)! „Die Gesellschaft Jesu ist mir in dieser Welt 65 Jahre lang ein Paradies auf Erden gewesen . . . Ich bin stolz darauf, das Kind einer solchen Mutter zu sein. Für sie würde ich gern meinen letzten Blutstropfen hingeben“ (207).

Die sprudelnde Heiterkeit seiner kindlich frommen Seele, seine sprühende Liebe, seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit und sprichwörtliche Güte waren der wandelnde Beweis dafür, daß der Heilige unserer Tage trotz heroischen Buß- und Opfergeistes ein Mensch bleiben kann. Sein ganzes 92 Jahre lang währendes Leben war in Wahrheit ein Kreuzzug zur Eroberung des Heiligen Landes der Seelen, ein wahrer Triumphzug priesterlicher Güte und Liebe.

KLEINER BEITRAG

Elisabeth Canori-Mora. Ein Sühneleben für die Kirche (1774 — 1825).

Von Dr. Maria Faßbinder, Duisdorf/Bonn.

Fast allgemein begegnet man der Auffassung, daß nur Jungfrauen zur mystischen Brautschafft berufen und fähig seien, da diese innigste Verbindung mit Christus sich nicht vereinen lasse mit ehelicher Liebe und Hingabe. Ohne auf das Grundsätzliche der Frage hier einzugehen, sei nur zur Widerlegung der Auffassung auf das Beispiel einer Reihe heiliger oder heiligmäßiger Mystikerinnen aus dem ehelichen Stande hingewiesen: Birgitta von Schweden, Franziska Romana, Dorothea von Montau, Katharina von Genua,

³ Introductio causae Servi Dei Adulfi Petit. AAS 29 (1937) 314—17.